



Wolfgang Herrndorf
Diesseits des Van-Allen-Gürtels
Eichborn Verlag
Frankfurt am Main 2007
ISBN 3-8218-5794-3

Textauszug
S. 5-33

Der Weg des Soldaten

Die praktischen Prüfungen waren leicht. Nicht, daß ich Bäume ausgerissen hätte oder so, aber ich konnte sehen, daß das um mich herum auch keiner tat. Die meisten hätte man nach dem ersten Tag aussortieren können. Abends lag ich in der Jugendherberge und starrte die Decke an, den Handtuchspender, den Spiegel. Ich fand es albern, in dem Alter in einer Jugendherberge, aber ich war nicht der einzige. Zehn oder zwölf Mitbewerber, man erkannte sich an den Mappen.

Am dritten Tag, vor der mündlichen Prüfung, wurde auf meinem Zimmer einer krank. Franco Cosic. Er bekam starkes Fieber und Halsschmerzen, und wir wußten nicht, was wir machen sollten. Er war nicht krankenversichert. Deutsch sprach er nur mit schwerem Akzent. Alle fünf Minuten schmiß er seine Decke auf die andere Seite, schweißgetränkte T-Shirts hingen über ihm am Doppelstockbett wie tibetische Wimpel.

»Meine Lippen brennen, Wahnsinn«, sagte er.

Ich ging in die Apotheke, täuschte seine Symptome vor und kam mit einem Schmerzmittel und einer eigentlich rezeptpflichtigen Flasche Hustensaft zurück. Er starrte mit glasigen Augen durch mich hindurch, während er trank.

»Mein Freund«, sagte er.

Der Hustensaft enthielt Codein, und wir ließen die Flasche kreisen. Hendrik, der Dritte auf unserem Zimmer, bekam einen stundenlangen Redeanfall. Er sah aus wie jemand, der in seiner Jugend zuviel Sonic Youth gehört hatte. Er redete von seiner Freundin, von seinem Urlaub, von Politik. Er fand es aufregend, das Tier mit den zwei Rücken und solche Dinge zu sagen. Zwischendurch legte er immer dem Kranken die Hand auf die Stirn und meinte, es sei seine Pflicht als Arzt, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er die Nacht nicht überstehen würde. Franco lachte verunsichert, und Hendrik sagte, er kenne sich aus, er sei Pfleger an der Berliner Charité.

Ich erinnere mich nicht mehr an viel von diesem Abend, aber wie ein Foto blieb eine Zehntelsekunde in meinem Kopf hängen. Als ich das Licht ausschaltete, zeigte der Spiegel über dem Waschbecken mein seligstes Lächeln. Das kam nicht nur vom Codein. Ich hatte noch nie in meinem Leben Künstler gesehen. Ich hatte eine Reihe von Übermenschen

erwartet oder wenigstens Personen mit unglaublich interessanten Ansichten, mit Augen von Holbein oder Mündern von Mengs. Erleichtert schlief ich ein.

Am nächsten Morgen ging es Franco tatsächlich etwas besser, und er konnte aufstehen. Nur seine Stirn sah aus wie mit Schmirgelpapier bearbeitet, da er sich die ganze Nacht lang die Schweißtropfen mit einem Leinentuch abgewischt hatte. Er fürchtete, wegen seiner mangelhaften Deutschkenntnisse nicht genommen zu werden, und ich beruhigte ihn, indem ich Witze über unsere Mitbewerber machte, Neohippies und Abiturientinnen mit aquarellierten Tagebüchern.

Hendrik war noch so redselig wie am Abend zuvor, und er flog nach einer Minute aus der Prüfung. Dabei war es eigentlich keine Schwierigkeit. Die Prüfungskommission stellte vollkommen belanglose Fragen, es war alles längst entschieden. Mich fragte man, was ich von Paul Klee hielte, und ich antwortete: nichts. Franco wurde gefragt, was er für Ernährungsgewohnheiten habe. Am Nachmittag konnten wir uns immatrikulieren.

Anschließend fuhren wir Hendrik mit dem Mercedes zum Bahnhof. Mein Onkel hatte mir den Mercedes für eine Woche geliehen, damit ich an meinem neuen Studienort gleich alles klarmachen konnte, wie er es ausdrückte. Während der Fahrt fing Hendrik an, durchzudrehen. Er würde nicht aufhören, an seiner Entwicklung zu arbeiten, sagte er. Seine Radierungen seien nicht zu schwach, eher zu subtil, hätten die Professoren gemeint, nächstes Jahr werde er sich erneut bewerben.

»Das ist die korrekte Position«, sagte Franco und biß auf seinen Fingernägeln rum.

»Dann bis nächstes Jahr«, sagte ich.

Als wir auf dem Gleis standen und Hendrik hinterherwinkten, kamen mir die ersten Zweifel. Der Nürnberger Bahnhof gehört zu den deprimierendsten Bahnhöfen der Welt, alles wie geleckert, wie in einer 5000-Einwohner-Stadt. Ich wußte plötzlich nicht mehr, was ich hier wollte. Franco warf zwei Paracetamol ein und kaufte einen Sixpack am Kiosk, und weil wir uns nirgends hinsetzen konnten, setzten wir uns in den Mercedes und fuhren um die Stadtmauer herum. Aus unerklärlichen Gründen ist diese Stadtmauer komplett erhalten. Es war ein trüber Spätherbsttag. Franco war ganz aufgekratzt und schrie immer »Mein Freund!« und haute mir beim Fahren auf die Schulter. Er hatte nicht damit gerechnet, die

Aufnahmeprüfung zu bestehen. Den ganzen Abend fuhren wir im Kreis und hielten nur an, um neue Sixpacks zu kaufen.

»Ist ganz Deutschland so«, sagte Franco nach einer Stunde. Frustrierende, kleine Straßen. Frustrierende, sandsteinfarbene Fachwerkbauten. Vom Auto aus gesehen war es irgendwie amüsant. Aber länger als fünf Tage hierzubleiben erschien mir verwegen. Franco wollte am nächsten Tag nach Spanien, um seine Wohnung aufzulösen. Als wir noch betrunkenere waren, fing er an, von seinem südländischen Temperament zu erzählen (seine Haut war weiß und schorfig wie die eines Polarforschers), und noch später warf er die Arbeiten aus dem Fenster, die er während der praktischen Prüfung gemacht hatte.

»Kannst du nichts mitnehmen!« rief er, und große, schmierige Pappen segelten hinter uns durch die Nacht.

Nach der einunddreißigsten Umrundung der Stadtmauer blieb das Auto liegen, mitten auf der Straße, ohne Vorwarnung. Wir lagen vor einem Platz, der Plärrer hieß, an der südwestlichen Ecke der Altstadt, und Franco fing an zu kichern. Er lachte, er zeigte mit dem Finger auf das Straßenschild und lachte, und ich lehnte mich über das Lenkrad nach vorn und schloß die Augen. Nichts passierte. Der Verkehr floß um das Hindernis, die Tram versetzte den Wagen in Schwingungen, aber nichts passierte. Nicht mal hupen konnten sie hier.

Es war leicht, ein billiges Zimmer in einem Studentenwohnheim aufzutreiben. Bevor Franco nach Spanien gefahren war, hatten wir abgemacht, wer als erster eine Wohnung fände, würde den anderen solange bei sich wohnen lassen. Ich hingte für Franco einen Zettel mit meiner neuen Adresse ans Schwarze Brett der Akademie, aber Franco blieb verschwunden.

Das Studium war ein Desaster. Unsere Professorin erschien genau einmal die Woche, ließ sich Bilder zeigen und redete mit uns, als wären wir Fünfjährige. Für jeden Studenten hatte sie einen eigenen Satz. Frau Reifkarst, Sie lesen zu wenig. Herr Brüscke, denken Sie mal über ihr Menschenbild nach. Es war unglaublich. Mein Satz lautete: Sie sind innerlich unbeteiligt. Jedesmal, wenn ich Arbeiten zeigte: sie sind innerlich unbeteiligt. Ich wußte nie, was damit gemeint war. Meinen Mitstudenten schien dieses Gerede nicht gerade den Schlaf zu rauben. In der Aufnahmemappe hatten die meisten Bleistiftzeichnungen und kleine Landschaften transportiert, nach zwei Wochen an der ABK malten sie mannshohe Leinwände mit Schrubbern voll. Viele kamen von Waldorfschulen und lasen Faschistenliteratur. Sie saßen in

der Klasse und diskutierten sogenannte Wahrnehmungen, und am Wochenende fuhren sie mit zwei großen Taschen voller schmutziger Wäsche zu ihren Eltern.

Schon bald versuchte meine Professorin, mich rauszuschmeißen. Sie habe sich in mir getäuscht. Das größte Problem stelle meine Haltung dar. Wahrscheinlich wäre ich lieber Insektenforscher geworden, oder warum würde ich den ganzen Tag im Unterholz vor der Akademie rumkriechen? Alles, was ich bisher gemacht hätte, sei Mist.

»Mist!« sagte sie.

Ich sagte, daß mir der Gedanke auch schon gekommen sei.

»Sehen Sie! Sie geben sich nicht die geringste Mühe, mich zu verstehen«, rief sie. »Ich gebe Ihnen gute Ratschläge, und Sie hören nicht zu. Ich sage Ihnen, Sie müssen in sich hineinfühlen, und Sie tun es nicht. Vielleicht ist da ja nichts? Haben Sie mal darüber nachgedacht? Sie sind vielleicht nicht doof, aber das reicht hier nicht. Sie müssen empfinden. Empfinden! Wenn das so weitergeht, schmeiß ich Sie raus, am Semesterende, ich kann das.« Sie zog ihre Mundwinkel zu einer Art Lächeln nach unten, und ich machte, um sie nicht zu enttäuschen, einen innerlich unbeteiligten Eindruck.

Das Studium war aber nicht mein Hauptproblem. In der ersten Zeit war ich fast ausschließlich damit beschäftigt, mir auf dem Flohmarkt Möbel und Bettwäsche und Teller und Töpfe zu kaufen und mich mit Franco Cosic herumzuschlagen. Irgendwann nämlich stand Franco vor meiner Tür. Er hatte einen Seesack in der Hand, ein Bügeleisen in der anderen, und er war vollkommen begeistert und bekifft. Er hielt meinen Zettel, den ich am Schwarzen Brett vergessen hatte, hoch und schwenkte ihn wie einen Liebesbrief, und ich umarmte ihn. Ich hatte keine sozialen Kontakte geknüpft, seit das Studium begonnen hatte, ich kannte niemanden im Umkreis von 500 Kilometern, und ich umarmte ihn leidenschaftlich. Er roch, als hätte er seit Wochen nicht geduscht. Das Bügeleisen hatte er im Müll gefunden und mitgenommen, weil er meinte, ich könne es vielleicht reparieren. Am Anfang besaß Franco überhaupt kein Geld, und es bestand keine Aussicht, ihn aus meiner Einzimmerwohnung wieder rauszukriegen.

Tagsüber fuhren wir an die Akademie. Abends hockten wir an meinem Tisch, der aus zwei Pappkartons und einem Resopalbrett bestand, und ich wurde immer gereizter. Ich muß jeden Tag eine gewisse Zeit mit mir allein sein, sonst drehe ich durch, und Franco tat das Menschenmögliche, damit ich durchdrehte. Sein kompletter Besitz bestand aus neunzehn

Teilen, aber er schaffte es, diese neunzehn Teile so in meiner Wohnung zu plazieren, daß sie überall obenauf lagen und alles versperrten. Er erzählte von kroatischen Kindheitserlebnissen. Ich hatte keine ruhige Minute. Es war unmöglich, einander aus dem Weg zu gehen. Wenn ich abends in einer Ecke saß, um ein Buch zu lesen, fragte Franco nach fünf Sekunden: Was machst du da? Was ist das für ein Buch? Worum geht es? Liest du mir vor?

Aus Rache nahm ich irgendwann das Geschütz aus dem Regal. Schopenhauer.

»Was ist das für ein Buch?« fragte Franco. »Liest du mir vor?«

Und ich las ihm vor. Stundenlang. Franco war begeistert. Er verstand kein Wort, dafür war sein Deutsch zu schlecht, und, um ehrlich zu sein, auch ich verstand kein Wort. Aber an ein Aufhören war nicht zu denken. Franco war außer sich, daß ich so schwierige Bücher kannte. Nach jedem zweiten Satz stellte er eine Verständnisfrage. »Was ist die Objektivität des reinen Willens?« Ich wußte es nicht, aber während ich es erklärte, begriff ich es manchmal selbst. Nach jedem Abschnitt gab ich eine Zusammenfassung. Ich las, ich erklärte, und wenn ich nicht weiterwußte, preschte Franco in die Lücke und brachte alles mit indischer Seelenwanderung und Heisenbergscher Unschärferelation in Verbindung, seinen zwei Lieblingsgedanken. Er fragte, ob ich ihm zustimmen könne. Ich antwortete, daß ich ihn für geisteskrank hielt, und er wurde wütend wie ein kleines Kind. Trotzdem las ich ihm jetzt nächtelang Schopenhauer vor, denn alles andere war noch schlimmer.

Irgendwann fiel die Heizung aus. Ich lieh mir einen Heizlüfter, aber der erwärmte das Zimmer nur auf zehn oder zwölf Grad. Wenn ich jetzt abends aus der Akademie zurückkam, lag Franco meistens in meinem Bett, das er den ganzen Tag nicht verlassen hatte.

»Ich habe eine Vision gehabt«, sagte er mit ersterbender Stimme. »Willst du wissen?«

»Nein«, sagte ich.

Ich setzte in der Küche Wasser auf, ohne die Handschuhe auszuziehen, und sah aus dem Fenster. Aus einem gelbschwarzen Himmel fiel Schnee und taumelte über die vierspurige Straße. Ein Polizeiauto hielt neben einer Schneewehe. Der Beifahrer stieg aus, trat mit einem Fuß in die Schneewehe, und ich erinnerte mich wieder daran, daß ich von Anfang an gewußt hatte, daß diese Stadt nichts für mich war.

»Ich hatte furchtbaren Hunger«, sagte Franco. »Aber ich konnte nicht aufstehen. Ich war zu schwach. Zu kalt. Ich mußte die ganze Zeit ans Totsein denken. Wenn ich die Möglichkeit

gehabt hätte ... Oh Mann. Aber ich hab nur auf die Wand gestarrt, und dann plötzlich habe ich dieses Wort auf der Wand realisiert. In großen klaren Buchstaben. Wie vor meine Stirn geschlagen. UNTERKALT.«

Er machte eine Kunstpause. Ich konnte hören, wie er unter der Bettdecke raschelte.

»Gibt es das Wort?«

»Nein«, sagte ich.

»Ist das nicht fantastisch?« rief er. »Ich werde ein Objekt machen. UNTERKALT!«

»Großartig«, sagte ich. »Schreib's dir auf, damit du's nicht vergißt.«

Schließlich gelang es mir, Franco bei Alexander unterzubringen, einem Kommilitonen.

Alexander hatte eine Zweizimmerwohnung und kam mit Franco besser klar als ich. Franco mußte sich auch nicht an der Miete beteiligen. Nur einmal erzählte Alexander, daß Franco ihm mit Schopenhauer auf die Nerven gehe. Man könne mit ihm keine Busfahrkarte kaufen, ohne daß er vom freien Willen anfangen würde. Alexander tat so, als ob es ihn aufregen würde, aber in Wirklichkeit gefiel es ihm. Er war Lehrerkind und stand auf Ausgetickte.

An der ABK traf man Franco selten in irgendwelchen Kursen. Wenn man ihn fragte, was er den ganzen Tag mache, antwortete er: Nachdenken. Er bequatschte alle Studenten, keiner hielt es lange aus. Ich kriegte mit, daß er anfing, hinter meinem Rücken rumzuerzählen, was für ein wahnsinniges Genie ich sei. Er erzählte jedem, der es nicht hören wollte, daß ich ein wahnsinniges Genie sei, und hüllte sich auf Nachfragen in geheimnisvolles Schweigen. Wenn er mich am Ende eines langen Ganges entdeckte, schrie er über hundert Meter Entfernung:

»Ah, der Herr Schopenhauer! Habe die Ehre!«

Selbst unter den Durchgeknallten an der ABK war Franco eine Ausnahmeerscheinung, auch was seine Arbeiten betraf. Obwohl ich Konzeptkunst neben Gitarrenmusik und Totalitarismus zu den großen Irrtümern des zwanzigsten Jahrhunderts rechne, muß ich zugeben, daß Francos Gebastel mich erschütterte. Neben den Installationen seiner Mitstudenten nahmen sich Francos Objekte aus wie der Weihnachtsbasar der Bodelschwingschen Anstalten. Es war schwer, nicht in Tränen auszubrechen.

Manchmal erkundigten sich Mitstudenten bei mir nach Franco, und ich erklärte ihnen hinter vorgehaltener Hand, er entstamme einer kroatischen Kriegsverbrecherdynastie. Seine vier

älteren Brüder seien alle hochrangige Militärs, nur er, der Jüngste, ein mißbratenes Pazifistenschwein. Der Vater habe ihn in die Geschlossene einweisen lassen, aus Gründen der Familienehre. Vor einem halben Jahr die Flucht nach Spanien, das Studium erfolge auf Anraten seines Analytikers. Franco selbst könne über diese Dinge nicht sprechen.

Wie Franco tatsächlich auf seine Umgebung wirkte, konnte man daran sehen, daß acht von zehn Leuten diese Geschichte glaubten. Noch Jahre später bekam ich sie in unterschiedlichen Versionen immer wieder zu hören, abenteuerlich ausgeschmückt mit Ustascha-Häuptlingen und Elektroschocks.

Noch schlechter als mit Studenten kam Franco mit Studentinnen klar. Er war nicht besonders attraktiv, und seine euphorische Art konnte auch das gutmütigste Rudolf-Steiner-Häschen in die Flucht schlagen. Die Art und Weise, wie er versuchte, beim anderen Geschlecht zu landen, ließ mich irgendwann vermuten, daß er noch Jungfrau war. Er behandelte weibliche Wesen wie Gottheiten. Ich versuchte ihm zu erklären, worin sein Fehler bestand, aber alles, was ich vorbrachte, war ihm noch unverständlicher als die Geschichte der abendländischen Philosophie. Er sagte, er wolle überhaupt keine Frau kennenlernen.

Eines Morgens, in einer Pause beim Aktzeichnen, zog Franco ein zusammengefaltetes Foto aus seinem Portemonnaie. Es war ein Ausriß aus einer offenbar spanischen Tageszeitung, das grobgerasterte, verschwommene und atemberaubende Bild eines jungen Mädchens. Die Züge ebenmäßig, bis auf ein Auge, das schief im Kopf drinstand.

»Meine Freundin«, sagte Franco.

Ich zweifelte nicht eine Sekunde lang, daß er der Person auf dem Foto noch nie begegnet war. Er erzählte, er habe sie vor Jahren auf einer Ausstellung kennengelernt, sie sei eine große Denkerin. Er schreibe ihr täglich, leider antworte sie selten, aber wenn er endlich die Wohnung vom Sozialamt bekäme, würde sie auch nach Deutschland ziehen. Er schilderte die Freundlichkeit des Sachbearbeiters vom Sozialamt in den glühendsten Farben, dann erzählte er begeistert von seinem UNTERKALT-Projekt, das gerade gescheitert war, was er zum Teil des Konzepts erklärte. Dann redete er davon, wie er sich ein Loch in die Hose gerissen hatte, und zeigte mir das Loch. Alles im Tonfall äußerster Euphorie. Und das deprimierte mich immer am meisten. Egal, was passierte oder nicht passierte, Francos rauschhafter Zuneigung zum Leben konnte nichts etwas anhaben. Wenn er seinen Schal verlor, entdeckte er die

Faszination der Kälte. Wenn wir eine Stunde zu Fuß im Schneegestöber durch die Stadt liefen, um ins Kino zu gehen, weil unser Geld für Kino und U-Bahn nicht reichte, und wenn wir nicht reinkamen, weil das Kino ausverkauft war, war Franco begeistert.

»Wieder acht Mark gespart!« sagte er. »Wir werden uns großartig amüsieren.«

»Mit acht Mark«, sagte ich.

Vor einem Supermarkt fing er an, Einemarkstücke in die Einkaufswagen zu stecken, acht Stück insgesamt. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß man, um die gesamte Schlange von Einkaufswagen abzulösen, nur eine einzige Mark brauchte.

»Du bist so schlau!« sagte er, schob die Wagen wieder ineinander und löste zwei Zehnerreihen aus, eine für mich, eine für ihn.

»Was soll ich damit?« sagte ich.

Es war mühsam, die Wagen durch die nächtlichen Straßen zu schieben. Zum Wohnheim am Kettensteg ging es einen Berg hinauf. Franco steuerte die Mauer an, die fünfzehn Meter in die Pegnitz hinabführte, und sagte, ich solle ihm helfen. Aber es war aussichtslos, die Wagen am Stück über die Mauer zu kriegen. Wir hatten sie kaum den Berg raufschieben können, anheben war unmöglich. Also investierte Franco noch mal zwei Mark und spaltete die Wagen in Fünfergruppen. Die hieften wir stöhnend in den Fluß, eine nach der anderen.

»Ihr Arschlöcher!« rief Franco. »Könnt ihr mich hören? Ich hasse euren Scheißkapitalismus, ihr Arschlöcher!«

Niemand hörte ihn. Es war Nacht, und die Leute schliefen, und mit ihnen die Leidenschaften, die sie für dieses Gesellschaftssystem empfinden mochten. Flach und silbern blinkten die Einkaufswagen unten im Fluß, von kleinen Wellen überspült. Früher oder später würden sich Schlamm und Treibgut in ihnen verfangen.

»Noch zwanzig Mark und du kannst den ganzen Fluß stauen und die Altstadt versenken«, sagte ich, und lange standen wir dort oben im Schneegestöber und schauten hinunter und rauchten, und Franco versicherte mir ein ums andere Mal, was für ein ausgezeichnete Mensch ich sei.

Es schneite die ganze Woche. Dann kamen frostklare Tage mit einer grellen, tiefstehenden Sonne, die schräg durch die Fenster der Mensa schien. Ich saß allein in der Mensa und las. Meine Heizung war noch immer nicht repariert. Als Franco sich zu mir an den Tisch setzte,

waren seine Augen so durchsichtig und fiebrig wie bei unserer ersten Begegnung in der Jugendherberge. Er rührte sein Essen kaum an. Ich fragte, was los sei, und er beugte sich über den Tisch und flüsterte:

»Mara kommt.«

»Was ist Mara?«

»Meine Freundin.«

»Hat sie dir geschrieben?«

»Sie kommt«, sagte Franco und zeigte geradeaus.

Eine zierliche, dunkle Frauengestalt öffnete die gläserne Tür zur Mensa. Sie war in einen schweren Mantel gehüllt, der auf dem Boden schleifte, und sie hatte einen Koffer in der Hand. Franco legte sein Besteck parallel auf den Teller. Er gab sich große Mühe, es lautlos und konzentriert und wirklich parallel hinzulegen, dann ging er der Frau entgegen und begrüßte sie, indem er ihr die Hand hinstreckte. Sie nahm sie nicht.

Zwei Tage später wurde ich von ihnen zum Essen eingeladen. Franco hatte gekocht und alles, Alexander schaute verlegen auf seinem mit Kerzen und Weinflaschen vollgestellten Küchentisch herum. Ich stellte mein Sixpack dazu.

»Darf ich vorstellen: Das Genie!«

Ich lächelte. Mara schwieg. Den ganzen Abend redete nur Franco. Es war sehr anstrengend, und ich verabschiedete mich zeitig. Francos Benehmen Mara gegenüber machte mich fast krank. In einem fort fragte er, ob alles in Ordnung sei, schenkte Wein nach und sprang vom Stuhl auf, sobald sie einen beliebigen Gegenstand mit den Augen berührte. »Möchtest du noch Salz? Möchtest du Pfefferminzplätzchen? Möchtest du dich hinlegen?« Irgendwann sagte Alexander: »Laß doch mal gut sein«, und Mara schaute Alexander an. Sie trug ein großes silbernes Kreuz auf der Brust. Ich wußte nicht mal, ob sie Deutsch sprach.

Natürlich zog auch Mara bei Alexander ein. »Nur bis sie eine eigene Wohnung haben«, sagte Alexander. Aber es war klar, daß sie nie eine eigene Wohnung haben würden.

Mara hatte die üblichen Klischeekrankheiten wie aufgeschlitzte Unterarme, und ihre Zigaretten drückte sie immer auf den Fingerknöcheln aus, wenn man nicht hinguckte. Aber sonst war sie vollkommen in Ordnung. Und sie sah tatsächlich genauso aus wie auf dem Foto, genauso atemberaubend und auch genauso verschwommen, so daß es immer ein bißchen

wirkte, als ob sie im Schatten stünde oder etwas weiter weg. In ihrem Beisein wurde Franco unsichtbar. Er redete doppelt soviel wie sonst, aber er konnte nicht verhindern, daß er unsichtbar wurde, eine fahriges Hirtenfigur im Hintergrund einer Marienverehrung.

»Es ist nicht Freundschaft, sondern reines Mitleid, daß ich sie ihm nicht längst ausgespannt habe«, sagte Alexander einmal im Suff zu mir, und ich dachte: Alexander ist wirklich noch blöder, als er aussieht. Aber dann dachte ich, daß ich den Gedanken ja so oder so ähnlich auch schon gehabt hatte. Dazu kam, daß lange Zeit unklar blieb, was Franco und Mara eigentlich miteinander verband. Ständig liefen sie hintereinander her, aber nie sah man eine Berührung zwischen ihnen.

Mara schrieb sich nicht an der ABK ein, arbeitete aber mit an Francos Projekten. Ein paar Wochen lang bauten die beiden Computerzubehör aus Streichhölzern. Irgendwann kamen sie – ich weiß nicht, ob Franco oder Mara – auf die Idee, einen Zinnsoldaten zu schlucken, um dann ein Röntgenbild vom Verdauungstrakt zu machen. Sie warfen eine Münze, Mara verlor und schluckte den Soldaten. Auf dem Röntgenbild war nicht viel zu erkennen, der Soldat hatte sich im Magen quergelegt. Beim zweiten Versuch weigerten sich die Ärzte bereits, Mara zu röntgen. Mit ihren Fingerknöcheln und der Erklärung, den Soldaten wieder nur zufällig geschluckt zu haben, stand sie kurz vor der Einweisung. Am Ende benutzten die beiden einen Spanienaufenthalt, um weitere Röntgenaufnahmen machen zu lassen, auf denen der Soldat im Profil zu erkennen war. Die spanischen Ärzte fanden es nicht außergewöhnlich, daß jemand jeden Tag einen Soldaten verschluckte.

»Das Militär auf dem Weg zum Arsch«, sagte Franco, während er die Bilder mit Tesa an Alexanders Küchenfenster heftete.

»Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Pazifismus«, sagte ich und schaute Mara an, die die Kohorten von Spielzeugsoldaten, die durch ihren Körper marschiert waren, offenbar gut verkraftet hatte.

»Ich bin der Krieg«, sagte Mara. »Ich verzehre den Soldaten.«

»Mara ist der Krieg!« wiederholte Franco emphatisch.

»Bei euch hackt's doch«, sagte ich.

Als ich Franco das nächste Mal begegnete, schleppte er einen ausrangierten Leuchtkasten durch die Akademie. Mein eigenes Studium war zu diesem Zeitpunkt

längst Vergangenheit. Ich hatte angefangen, als Aushilfe in einer Karosserielackiererei zu arbeiten, wo ich feststellte, daß man mit sechzehn Arbeitsstunden in der Woche einigermaßen überleben konnte. Das beruhigte mich. Trotzdem ging ich weiterhin regelmäßig an die Akademie, um mich von meiner Professorin demütigen zu lassen. Sie drohte weiterhin, mich rauszuwerfen, tat es aber nie. Es gefiel ihr im Grunde, zwischen all den anthroposophischen Idioten einen reinrassigen Idioten zu haben.

»Reg dich nicht auf. Ich muß dich übrigens was fragen«, sagte Franco. Er stellte mir den Kasten auf die Füße, begann ein ziemliches Rumgerede und verlangte meinen Wohnungsschlüssel. Er brauche neutrales Gelände.

»Du verstehst schon«, sagte er.

Ich verstand kein Wort. Es dauerte eine Weile, bis er Klartext redete, und auch dann verstand ich ihn noch nicht. Mara habe einen anderen, sagte Franco.

»Was?«

»Ich habe Haare gefunden. Lange blonde Haare.« Er legte den Kopf schief und zupfte an meinen Haaren herum, die nicht besonders lang, aber blond waren. »Ich habe ihm einen Brief geschrieben. Ich werde diesen Menschen treffen und die Situation reinigen.«

»Ja und?«

»Dazu brauche ich neutrales Gelände.«

»Wenn du ein Blutbad anrichten willst, leg die Wohnung mit Plastikfolie aus«, sagte ich und gab ihm die Schlüssel.

Abends traf ich Mara vor dem Casablanca. Sie hatte sich nicht geschminkt. Ich glaube, sie schminkte sich nie. Aber die Konturen ihres Gesichts waren so klar und gleichzeitig unscharf, daß sie aussah wie auf den großen Film-Noir-Plakaten, die überall an den Wänden hingen. Ich verbarg meine Aufregung hinter einer Wand aus Zigarettenrauch.

Das Kinoprogramm war nicht sehr originell, und wir entschieden uns für Dr. Seltsam oder wie ich lernte, die Bombe zu lieben, der in einem Dreißig-Sitze-Kino lief. Wir waren die einzigen im Saal. Mara kannte den Film noch nicht, und sie lachte nicht ein einziges Mal, auch nicht an der Stelle mit dem Cola-Au-tomaten, oder als der russische Spion reinkommt. Aus Solidarität versuchte ich, ebenfalls weniger zu lachen. Ein paarmal schaute Mara durch die gespreizten Finger auf die Leinwand, und ich erklärte ihr, sie müsse keine Angst haben, der Weltuntergang sei nur ein Nebenmotiv. Aber, ehrlich gesagt, ich wußte nicht, was mit ihr

los war. Ich hätte auch vorgeschlagen, rauszugehen, wenn da nicht die Sache mit Franco gewesen wäre. Ich hatte ihn gefragt, woher Mara ahnen sollte, daß er sich mit diesem Typen in meiner Wohnung traf, und Franco hatte geantwortet: »Du verstehst nicht viel von Frauen.«

»Woher auch?«

»Frauen haben ein Radarsystem.«

Er war mir ziemlich auf die Nerven gegangen an diesem Tag. Insbesondere ging mir auf die Nerven, daß er ab und zu einen Treffer landete. Daß ich nicht viel von Frauen verstand, der Gedanke war mir in anderer Form auch schon gekommen. Ich wußte nicht, woran es lag, aber ich geriet dauernd an die Falschen und seit einiger Zeit nicht mal mehr an die, und ich hatte mein eigenes Leiden so satt, daß mir die Aussicht, daß mein grotesker Freund nun auch ins Elend kam, eigentlich ganz gut gefiel.

Als der Film zu Ende war, starrte Mara die leere Leinwand an. Ich fragte, ob wir noch was trinken gehen sollten, und Mara antwortete, das sei eine fantastische Idee. Ich hatte den Eindruck, als ob es ihr vollkommen gleichgültig sei. Ich glaube, wenn ich sie gebeten hätte, auf der Stelle eine Fahrradtour mit mir zu unternehmen, Passanten zu bespucken oder einen Swingerclub zu eröffnen, hätte sie ebenfalls gesagt, das sei eine fantastische Idee.

Sie bestellte Bier für uns beide, und ich redete über den Film, weil ich dachte, daß sie ihn wenigstens im nachhinein lustig finden könnte, aber sie hörte nicht zu. Oder ich hatte den Eindruck, daß sie nicht zuhörte. Sie faltete Papierfiguren aus der Speisekarte, während sie aus dem Fenster schaute, und schließlich gab ich es mitten im Satz auf.

Mara drehte sich um.

»Das«, sagte sie und kratzte sich am Handgelenk, »war der tiefstsinigste Film, den ich in meinem Leben gesehen habe. Und dein Aspekt – ist der tiefstsinigste. Franco hat recht.«

Sie trank einen Schluck Bier, setzte das Glas ab und hob es nach einigen Sekunden erneut. Es war nur ein sehr einfaches Armheben, aber man mußte es gesehen haben. Sie zog das Glas wie auf Schienen durch die Luft, behutsam und mit schlafwandlerischer Präzision. Es gibt in alten Filmen manchmal so eine Aufnahme, wo ein klappriger Doppeldecker unendlich langsam unter einer Brücke hindurchfliegt.

Dann holte Mara ihr Portemonnaie aus der Tasche und rief den Kellner.

Als ich nach Hause kam, lag der Schlüssel auf dem Türrahmen, und ein Blutbad hatte nicht stattgefunden. Es roch nach Marihuana. Aber außer daß das Namensschild mit Cosic überklebt war, war nichts Verdächtiges zu entdecken. Ich öffnete alle Fenster, und als der Rauch sich verflüchtigt hatte, roch es noch nach etwas anderem, nach Menschen. Im Küchenmülleimer lagen zwei verschmierte Kondome. Meine Bettwäsche war voller langer, blonder Haare.

Einige Tage hörte ich nichts von Franco, und ich rief ihn auch nicht an. Das war nicht meine Aufgabe, ihm jetzt noch hinterherzurennen. Schließlich klingelte das Telefon.

»Wenn du in der Gegend rumficken willst, erzähl mir keinen Scheiß«, sagte ich wütend. Ich war nicht wirklich wütend, aber als ich Francos Stimme hörte, fiel mir wieder ein, wie er vor wenigen Tagen »Verstehst du!« und »Mein Freund!« gesagt hatte, und diese Lüge ärgerte mich.

»Ich hab nicht gelogen«, sagte Franco. »Wie ich gesagt hab. Alles genau geplant. Aber ich konnte doch nicht damit rechnen, ich meine, ich war auf alles vorbereitet. Zufall und Fügung. Und dann das.«

»Und dann was?«

»Ich öffne die Tür, und wer steht vor der Tür?«

»Britney Spears?«

»Wer?«

»Egal. Wer steht vor der Tür?«

»Ein Adonis!« rief Franco. »Ein richtiger Adonis!«

»Das ist ja fantastisch«, sagte ich. »Ich freue mich für dich.«

»Ja«, sagte Franco. »Ich war sofort beruhigt.«

»Was warst du?«

»Beruhigt. Weil ich Mara verstanden habe, verstehst du? Ich habe Mara sofort verstanden.

Mara und ich sind immer auf einer, wie sagt man, Welle?«

23

Franco rief von einer Telefonsäule aus an, er stand ein paar Kilometer von mir entfernt, aber ich konnte spüren, wie er mit den Armen ruderte. Er redete von Liebe auf den ersten Blick und Leidenschaft. Sie hätten sich die Kleider vom Körper gerissen, es gebe nichts im Leben,

was einen so voranbringe wie die Erfahrung der Bisexualität, das empfehle er übrigens auch mir. Ich hielt den Hörer weiter weg.

»Was ist mit Mara?« fragte ich, und Franco redete erneut unverständliches Zeug. Ich verstand nur so viel, daß Mara nichts mehr von dem Jungen wissen wolle, aber nichts dagegen habe, daß er, Franco, sich weiter mit ihm treffe.

»Erzähl mir keinen Scheiß«, sagte ich.

»Wir haben jetzt praktisch ein Dreiecksverhältnis ohne die Hypotenuse.«

»Erzähl mir keinen gottverdammten Scheiß«, sagte ich und legte auf.

Glücklicherweise bekam ich den Adonis nie zu Gesicht, und ich bemühte mich auch, ihn nicht zu Gesicht zu kriegen. Es ekelte mich an. Abgesehen davon glaubte ich nicht an seine Existenz. Wenn der Adonis wirklich so hervorragend aussah, erklärte das lediglich, warum Franco unbedingt mit ihm ins Bett mußte, nicht umgekehrt. Franco entsprach keinem bekannten Schönheitsideal.

Zweimal lud ich Mara noch ins Kino ein, einmal sagte sie ab, einmal war es wie beim ersten Mal. Ich schämte mich. Ich ging nicht mehr aus und unternahm auch nichts. Mittags fing ich an zu trinken und fiel um acht oder neun ins Bett. Ich lackierte Autos. Irgendwann zu dieser Zeit bekam ich eine Depression. Ich weiß nicht, ob es wirklich eine Depression war, aber wenn ich nicht arbeitete, lag ich im Bett und starrte die Wand an. Ich dachte an nichts. Wenn ich an etwas dachte, dann dachte ich daran, wie Mara in Alexanders Küche saß und Zigaretten rauchte. Ich dachte an Maras Hände und an den roten Plastikaschenbecher auf dem Küchentisch. Aber ich dachte insgesamt wirklich fast an nichts. Ich schaute vom Bett aus auf die Wand, auf der nichts geschrieben war. Wahrscheinlich war es auch keine Depression, eher eine Lähmung. Und es ging vorbei. Als ich anfang, die Stundenzahl in der Lackiererei zu erhöhen, ging es vorbei.

Ich gewöhnte mich langsam an die Stadt, an das Studium und an den Gedanken, daß ich noch viele Autos lackieren würde. Als sich in der Firma herausstellte, daß ich Kunststudent war, bekam ich ein paar Airbrush-Aufträge und sprühte bikinitragende Amazonen auf Motorhauben.

Im Sommer erreichte mich eine Postkarte von Hendrik, an die Akademie adressiert. Auf der Vorderseite war ein exotisches Elendsviertel mit Wellblechbarakken abgebildet, davor

feuerspeiende Drachen. Ein Ku-gelschreiber-Pfeil zeigte auf eines der Barackenfenster, da stand »ICH!« dran. Auf der Rückseite vier vollkommen unbegreifliche Sätze, die wahrscheinlich ausdrücken sollten, daß Hendrik sich nun doch nicht mehr an der Akademie bewerben würde (was wir sicher erwartet hätten), daß er uns jedoch viel Glück auf dem eingeschlagenen Weg wünsche und daß er seine Bestimmung gefunden habe. Um die Bestimmung näher zu charakterisieren, reiche leider der Platz nicht aus. Es endete mit den Worten: Grüß logisch Franco von mir ich fand ihn immer wahnsinnig sympathisch im Gegensatz zu dir.

Franco fand die Karte weit weniger rätselhaft als ich. Er fragte lediglich, was Bestimmung heiße, und ich erklärte ihm, daß Hendrik einer Sekte in Hinterindien beigetreten sei und jetzt irgendwo auf der Straße Passanten belästige.

»Mir ist auch was Tolles passiert«, sagte Franco. Er und Mara hatten mit dem geröngten Soldaten den Danner-Preis gewonnen. Dafür gab es vergleichsweise viel Geld, und sie luden mich zum Essen ein.

Ich muß vorausschicken, daß der Teil der Geschichte, der jetzt folgt, nicht mehr unbedingt als wahnsinnig spannend bezeichnet werden kann. Was unter anderem daran liegt, daß ich bei allem, was ich jetzt erzähle, die Wahrheit erzähle, erstens. Und zweitens, daß ich im folgenden für den Leser auf vermutlich nicht nachvollziehbare Weise innerlich unbeteiligt wirke, da ich alle Gefühle, die ich während dieser Reise hatte, die zum Ende meiner Freundschaft mit Franco führte, nachträglich aus dem Bericht gestrichen habe.

Also. Wir feierten Franco Cosics ersten Kunstpreis mit reichlich Alkohol, und es geschah folgendes. Franco hatte ein Auto gekauft, einen Opel Corsa für hundert Mark genau, und das einzige, was man über dieses Auto sagen konnte, war: Es fuhr. Der Lack war rostig grün und die Beifahrertür mit dicken Lagen Paketklebeband an der Karosserie befestigt. Kurz nach Mitternacht ging Franco mit uns auf den Parkplatz und erklärte feierlich, daß wir jetzt nach Italien fahren würden. Wie Dürer nach Italien gefahren sei, Holbein und van Eyck.

»Guck!« sagte Franco. »Das Wetter! Die Nacht! Die Sterne! Fantastisch.«

»Und van Eyck war nicht in Italien«, sagte ich.

Franco setzte sich hinters Steuer, und Mara und ich zogen ihn wieder aus dem Auto. Es folgte eine Ansprache über Willibald Pirckheimer und Venedig, dann stieg Franco wieder ins Auto, und wir zerrten ihn wieder heraus. Irgendwie schafften wir es, ihn zu überreden, vorher wenigstens auszuschlafen.

Schon am nächsten Morgen, als ich mit reichlich Restalkohol im Blut am verabredeten Treffpunkt stand, bereute ich, zugestimmt zu haben. Die Sonne kam weiß und kopfschmerzend über den Horizont. Die Straße war menschenleer, außer mir und meinem Rucksack war niemand zu sehen. Dann tauchte am Ende der Bahnhofstraße der Corsa auf. Mara saß am Steuer, und sie mußte aussteigen, damit ich durch die Fahrertür auf den Beifahrersitz klettern konnte. Im Fond saßen der schrecklich aussehende, übermüdete Franco und ein pickliger, dümmlich grinsender Junge mit langem, blondem Haar. Ich schätzte ihn auf ungefähr siebzehn.

Bis München redeten wir kein Wort. Ich schlief meinen Rausch aus. Meinen Rucksack mußte ich auf den Knien halten, weil der Kofferraum nicht zu öffnen war, das Schloß war kaputt. »Das Schloß ist nicht kaputt, wir haben eine Leiche im Kofferraum«, sagte Franco. Dieser Witz gefiel ihm so gut, daß er ihn fünfhundert Mal wiederholte. An der österreichischen Grenze kurbelte er das Fenster runter und informierte eine Gruppe von Uniformträgern über den Inhalt unseres Kofferraumes. Der Adonis kicherte aufgeregt, so etwas Verrücktes hatte er mit Sicherheit noch nicht erlebt. Aber die Gendarmerie nahm keine Notiz von uns. Es war nicht der Tag für Kofferraumleichen.

Mara fuhr gleichmäßig Tempo 100, mehr war aus dem Corsa nicht rauszuholen. Der Adonis erzählte von seiner Tätigkeit als Rechtsanwaltsgehilfe, unglaublich dröges Zeug. Bis ich es nicht mehr aushielt und sagte, er solle die Klappe halten. Danach schwieg er für den Rest der Fahrt. Wenn Franco nicht gerade den Inhalt des Kofferraums beschrieb, hörten wir leises Getuschel von der Rückbank und schmatzende Geräusche. Ich drehte mich nicht um. Mara starrte konzentriert auf die Fahrbahn, so ernst und konzentriert, wie man nur starren kann. Ab und zu zeigte sie auf ein Verkehrsschild und fragte mich, was es bedeute. Bei manchen Schildern fragte sie zweimal, sie konnte sich die Bedeutung nicht merken. Ich wußte nicht, ob spanische Verkehrsschilder grundsätzlich anders aussahen, und fing an, ihr die wichtigsten Zeichen auf einen Notizblock zu malen. Keine Ahnung, ob sie überhaupt einen Führerschein hatte. Aber sie fuhr ausgezeichnet, insofern war es egal.

Als Mara sagte, daß sie zu müde zum Weiterfahren sei, waren wir schon irgendwo in den Bergen. Die Fahrt dauerte entschieden länger, als wir alle angenommen hatten. Es waren zwar nur ein paar hundert Kilometer, aber bergauf ging beim Corsa gar nichts. Die Steuerung zog auf anstrengende Weise nach rechts. Mara sagte, ihr Rücken sei verspannt, und der Adonis legte von hinten seine Hände auf ihre Schultern, um sie an der Kopfstütze vorbei zu massieren. Falls er durch einen glücklichen Zufall oder eine gute Fee jemals die Gelegenheit erhalten sollte, sein Leben noch einmal zu leben – wird er diese Geste vermutlich nicht wiederholen.

Im selben Moment, als er Maras Schultern berührte, ließ Mara das Steuer los. Ihre Hände flogen in die Luft, ihr Oberkörper fuhr zwischen den Sitzen nach hinten wie ein Beil.

»Was!« rief sie.

Der Corsa zog sofort nach rechts. Ich griff ins Lenkrad, konnte aber nicht verhindern, daß wir den Seitenstreifen abrasierten. Ein lächerliches Gebüsch prasselte über die Windschutzscheibe.

»Ist ja gut, ist ja gut«, sagte der Adonis.

»Was ist gut?« sagte Mara. »Was ist gut?«

»Bitte, dreh dich um, bitte – daaaaa-aa-aa!« schrie der Adonis, während um uns herum die Autos kreischend zur Seite sprangen. Wir waren mittlerweile auf der Überholspur, ich hatte das Steuer überrissen. Mara hatte den rechten Fuß vom Gas genommen, sich mit dem linken aber von der Kupplung abgestoßen, um ihrer Drehung Schwung zu geben, und wir schossen lautlos bergab.

»Mara«, sagte Franco.

»Halt die Klappe!« sagte Mara.

Dann passierte lange gar nichts. Ich fuhr zur Unterhaltung leichte Schlangenlinien, und als wir im Tal waren, drehte Mara sich in Zeitlupe wieder nach vorn.

Bis zum Brenner herrschte Schweigen, dann bogen wir in eine Ausfahrt. Ich mußte auf die Toilette, der Adonis auch. Wegen der Hitze hatten wir unsere Schuhe ausgezogen und liefen barfuß, was, wie sich jetzt herausstellte, ein Fehler war. In der gelbgekachelten Toilette standen Wasser und Pisse zentimeterhoch. Mir machte das nichts, ich war schon wieder betrunken. Aber der Adonis trippelte hin und her und entschied sich erst nach einer halben Stunde, auf eine Kabine zu gehen, wo er sich aus Toilettenpapier einen Sitz bastelte. Das konnte ich noch hören.

Als ich zum Auto zurückkam, parkte Mara gerade rückwärts aus. Sie bremste, drehte sich im Auto herum und traf Franco im Gesicht. Ich klopfte an die Fahrertür, damit sie mich reinließen. Während ich einstieg, ging das Geschrei weiter.

»Scheiße«, sagte Franco.

»Gib her!« sagte Mara.

»Mara«, sagte Franco.

Mara legte den ersten Gang ein und trat aufs Gas

pedal, als der Adonis gerade aus der Toilette kam. »Gib her, verdammte Scheiße!« »Ist mir doch egal«, sagte Franco mit piepsiger Stimme und reichte einen Rucksack nach vorn. Mara kurbelte das Fenster runter und hievte den Rucksack über Bord, die Fahrbahn riß ihn weg. In der Heckscheibe konnte ich sehen, wie der Rucksack uns aufgeregt und begeistert hinterherrollte, und auch der Besitzer des Rucksacks rannte uns aufgeregt und begeistert hinterher. Dabei entfernten sie sich immer weiter von uns, wurden langsamer und blieben schließlich traurig nebeneinander stehen, wie Herr und Hund.

Franco hatte sich gleich zu Anfang dieser Szene im Fond abgeduckt, Kopf zwischen den Knien, jetzt fing er an zu kichern. Das letzte, was ich von dem Adonis sah, bevor eine Autobahnkurve ihn aus meinem Leben rotierte, war eine Art Ausdruckstanz. Wie ein Storch, der sich Glasscherben in beide Füße getreten hat, hampelte er von einem Bein aufs andere und schlug sich mit den Händen abwechselnd auf die Knöchel. Ich angelte mit zurückgelehntem Oberkörper unter dem Sitz herum, fand die Sandalen des Adonis und warf sie aus dem Fenster.

Eine Stunde lang sagte keiner ein Wort. Franco trank auf der Rückbank mehrere Dosen Bier und kippte dann zur Seite und schlief ein. Ich fragte Mara, wieso sie den Adonis überhaupt mitgenommen hätten, und Mara vergewisserte sich im Rückspiegel, daß Franco wirklich schlief. Dann sah sie wieder durch die Windschutzscheibe.

»Was ist das?« fragte sie.

»Sechzig Kilometer.«

»Und in sechzig Kilometern?«

»Richtgeschwindigkeit, du darfst nicht langsamer als sechzig fahren.«

Ich trug das Verkehrsschild in den Notizblock ein. Dann legte ich den Kugelschreiber zurück auf die Ablage und sah Mara an.

»Weißt du, warum ich so gespannt war, als ich nach Deutschland kam?« sagte Mara. Sie wackelte am Rückspiegel herum, betätigte vier, fünf Mal den Abblendknopf und ließ dann die Hand sinken und suchte nach den Zigaretten. »Franco hat es dir erzählt.«

»Was hat er erzählt?«

»In der Jugendherberge, als er krank war. Er hat mich angerufen, ich war gerade – und Franco hat gesagt, ich hab jemand getroffen, der ist wie ich.«

»Wie wer?«

»Wie ein Spiegel«, sagte Mara.

»Wer? Ich?« sagte ich und hustete.

Mara preßte ihren Kopf gegen die Kopfstütze und drückte stöhnend die Brust heraus. Dann lehnte sie sich wieder weit in den Sitz zurück und steuerte das Auto mit durchgestreckten Armen.

»Ich muß dich mal was fragen«, sagte Mara.

Wir fuhren durch Felswände, die aussahen wie erfunden. Unendlich langsam überholte uns ein weißer Reisebus. Ich sah Maras Profil, das eine schiefe Auge, die schimmernde Haut, dieses irgendwo im sechzehnten Jahrhundert in der Nähe von Mailand gemalte Porträt einer Hofdame. Der Reisebus im Fenster hinter Mara nahm kein Ende, und plötzlich erinnerte ich mich wieder daran, wie ich das halbe Frühjahr in meinem Bett verbracht und die Wand angestarrt hatte. Das erinnerte mich wieder an die langen blonden Haare auf meiner Bettwäsche. Das erinnerte mich an Franco, wie er schweißüberströmt in der Jugendherberge gelegen hatte, das erinnerte mich an Hendriks nackten Oberkörper beim Zähneputzen, das erinnerte mich an das Tier mit den zwei Rücken.

»Glaubst du an Jesus?« fragte Mara.

Ich atmete ein, hielt die Luft an und sah Mara aus den Augenwinkeln an. Die ebenmäßigen Züge, der seltsame, ernste Blick. Ich wußte, daß ich den richtigen Ton nicht treffen würde, und atmete wieder aus.

»Jesus«, sagte ich. Ich kurbelte das Seitenfenster einen Spalt auf.

»Du bist ein Mensch, der viel nachdenkt«, sagte Mara.

»Worauf willst du hinaus?«

»Wenn du Jesus denkst, was denkst du dann?«

»Ich bin Atheist. Ich meine –«

»Kennst du das Sprichwort, Gott würfeln nicht?«

Ich hatte sie noch nie so viel auf einmal reden hören. Es war unser erstes längeres Gespräch, seit wir uns kannten, und ich hatte mit Sicherheit nicht erwartet, daß wir uns nach fünf Minuten die Kleider vom Leib reißen würden. Aber daß es jetzt um Jesus ging, verwirrte mich. Mara redete über Gott und die Welt und den Adonis und das Neue Testament, und ich hatte Mühe, ihr zu folgen. Was aber nicht an ihr lag. Ich sah sie an und hörte den Klang ihrer leisen, von weither kommenden Stimme, ich hörte die Worte Seelenverwandtschaft und Heisenberg, und plötzlich hatte ich eine Art Déjà-vu. Oder eigentlich ein Déjà-vu in umgekehrt. Die rasende Landschaft, der verschwundene Reisebus, die komplizierten Schlieren auf der Fensterscheibe, Mara – alles kam mir auf einmal so unzerstörbar, so eisern existierend vor, daß ich den überwältigenden Eindruck hatte, nicht die Gegenwart oder eine Erinnerung, sondern einen Ausschnitt der Zukunft zu sehen. Jemand schaltete den Ton ab. Maras Gesicht war keine vier Handbreit von mir entfernt, und ich schob meine zitternden Hände unter meine Oberschenkel.

»Franco ist ein Heiliger«, sagte Mara ernst.

Sie stützte sich auf mein Knie, beugte sich weit zu mir rüber und sah mir in die Augen. Das Auto fuhr langsam, kaum merklich über die rechte, durchgezogene Linie. Mara nahm das silberne Kreuz an ihrem Hals, küßte es und sagte: »Aber das wirst du nie verstehen.«

In diesem Moment erwachte Franco, weil ich einen schlimmen Hustenanfall bekam. Sein weißer Kopf tauchte zwischen den Sitzen auf.

»Mann Mann Mann Mann Mann«, sagte er. Dann knallte er wieder auf die Rückbank. Das nächste Geräusch war das Ploppen einer Bierdose.

»Mir auch eine«, sagte ich und streckte die Hand nach hinten.

Vielleicht war ich blind gewesen, vielleicht war ich schwer von Begriff, aber tatsächlich erst in dieser Minute, irgendwo zwischen ein paar übertrieben wirkenden Bergen, wurde mir klar, daß in diesem Auto mehr Geisteskranke saßen, als ich ursprünglich angenommen hatte.

Wir bogen in eine Haltebucht, und Franco löste Mara am Steuer ab. Er schien jetzt ausnahmsweise schlecht gelaunt, wegen dem Adonis oder weil die Reise so lange dauerte oder warum auch immer. Mara kroch auf den Beifahrersitz und warf mir einen langen, bedeutungsschweren Blick zu. Ich warf einen ebensolchen Blick zurück und legte mich unter eine Decke auf die Rückbank. Ich war müde. Nur mein Gesicht schaute noch heraus. Die

ersten Zypressen flogen im Heckfenster vorbei. Im Halbschlaf kontrollierte ich noch, ob Franco überhaupt Autofahren konnte, und als er im vierten Gang war, schlief ich ein.

Es war die blaue Stunde, als ich erwachte, und still. Das Auto stand vor einer einsamen Tankstelle abseits der Autobahn, von Mara und Franco war nichts zu sehen. Ich schälte mich aus der Decke. Die Luft roch nach Thymian. An der Tankstelle war niemand, also ging ich in ein Restaurant nebenan. Wir hatten lange nichts gegessen. In dem Restaurant lag der Oberkörper eines Kellners auf der Theke. Ich weckte ihn und versuchte, ihm eine Tafel Schokolade abzukaufen, mußte aber feststellen, daß ich mein Geld im Auto vergessen hatte. Er schaute die Decke an und stöhnte.

Als ich zurück zum Parkplatz kam, war der Corsa verschwunden. Ich rannte zur Straße. Man konnte kilometerweit die Straßenlaternen sehen, aber kein Auto. Auch meinen Rucksack konnte ich nirgends entdecken, sie mußten mich vergessen haben. Vermutlich hatten sie einfach getankt und waren auf Toilette gegangen und weitergefahren, ohne nachzuschauen, ob ich noch unter der Decke lag und schlief. Zuerst wollte ich warten, bis sie ihren Irrtum bemerkten. Aber nach fünf Minuten dachte ich, es wäre besser, ihnen hinterherzutrampen.

Aus nördlicher Richtung kamen gelbe, elliptische Scheinwerfer und hielten vor den Zapfsäulen. Eine italienische Kleinfamilie in einem Peugeot, der Vater in weißen Tennis-Shorts. Ich lief auf ihn zu und zeigte in die Richtung, in die meine Freunde verschwunden waren. Ich hatte noch nie besonders gut Englisch gekonnt, aber in dieser Sekunde war wirklich alles weg. Es dauerte den ganzen Tankvorgang lang, bis ich dem Mann klargemacht hatte, daß ich kein beschissener Tramper war, den man einfach ignorieren konnte. Vom Beifahrersitz sah eine häßliche Italienerin mich an, von hinten zwängte sich ein feistes Kindergesicht durch die Sitze, ein dickes Mädchen mit Prinz-Eisen-herz-Frisur und einer Marienkäfer-Haarspange.

»It's just five minutes, they have five minutes – advantage. If we hurry –«

»Okay, okay«, sagte der Mann.

Er öffnete die Fahrertür und redete mit seiner Frau. Die Frau sagte nichts, aber atmete stoßweise Luft durch die Nase aus, wobei sie weder ihren Mann noch mich ansah. Das dicke Mädchen stellte eine Frage, die niemand beantwortete.

Während der Mann bezahlen ging, klappte ich den Fahrersitz nach vorn und versuchte, mich auf die Rückbank zu zwingen. Die halbe Rückbank war mit Legosteinen bedeckt. Um mich setzen zu können, schob ich die Steine mit der Hand beiseite und auf den Boden. Das Kind guckte beleidigt und sprach mit seiner Mutter. Ich konnte nichts verstehen, aber dem Tonfall nach zu urteilen sagte die Mutter: Beschwer dich bei deinem Vater. Sie sahen ängstlich zum Tankstellenhäuschen hinüber.

»They can't drive faster than eighty«, sagte ich, um die Lage zu entspannen. Am liebsten wäre ich wieder ausgestiegen, wenn in diesem Moment nicht der Mann im Laufschrift zurückgekommen wäre. Er beschleunigte den Wagen und machte wippende Bewegungen mit dem Oberkörper, um zu demonstrieren, wie ernst er die Verfolgung nahm. Unter der Tachonadel rollten die Zahlen entlang, in weniger als zehn Minuten würden wir den Corsa eingeholt haben. Kurz vor einer Unterführung gerieten wir noch ins Schleudern, als wir einem Rucksack ausweichen mußten, der auf der Fahrbahn lag.

»Fasten seat belts«, sagte der Fahrer.

An der Mautstelle drehte ich mich demonstrativ nach den anderen Autoschlangen um, und das Kind äffte mich nach und guckte sich die Augen aus dem Kopf, obwohl es ja nicht einmal wußte, welche Farbe das Auto hatte, das wir suchten, oder welche Marke es war. Das Ehepaar vorne redete miteinander, und als der Mann sich nach einer halben Stunde umdrehte und fragte, wieviel Vorsprung meine Freunde gehabt hätten, sagte ich: »Fifty minutes.«

Es gab keinen Grund für mich, weiterzufahren. Aber es gab auch keinen Grund, auszusteigen. Ich war nur noch müde. Ich rutschte im Sitz hinunter, bis ich mit dem Rücken auf den Polstern lag und meine Knie rechts und links am Fahrersitz vorbeistachen. Die warme, italienische Luft verwirbelte mein Haar. Neben mir brabbelte das Mädchen unaufhörlich vor sich hin, während es aus Lego ein Gebilde zusammensetzte, das aussah wie ein Rasierapparat.

Ich schloß die Augen und schrak im selben Moment wieder auf. Etwas war unter meinen Rücken gefahren, zwei Mal, drei Mal. Die brabbelnde Kinderhand versuchte mich beiseite zu schieben wie ein Sofakissen.

»He«, sagte ich.

Das Kind ließ sich nicht beirren. Beim vierten Mal preßte ich den Rücken kräftig nach unten. Das sinnlose Gebrabbel erstarb auf der Stelle, und die Hand versuchte in Panik, sich zu befreien. Als ihr das gelungen war, spürte ich auf Höhe meiner Nieren ein kleines, spitzes Stechen. Ich zog den gesuchten Legostein ans Tageslicht und hielt ihn dem Mädchen vor die Nase. Es schielte darauf, nicht sonderlich intelligent, seine kleine Hand hob sich. Ich steckte den Stein in den Mund und schluckte. Der Gesichtsausdruck des Mädchens entgleiste mit starker Verzögerung. Ein sinnloser Blick zu den Vordersitzen, dann wieder zu mir. Der Mund wurde viereckig, Wasser sammelte sich in den kleinen, fetten Augen.

Ich lehnte mich erschöpft ans Seitenfenster, der Halbschlaf speiste Bilder in mich ein. Ich sah flache, staubige Hügel und einsame Radfahrer zwischen schwarzen Zypressen. Ich sah weiße Häuser und grüne Straßenschilder und immer wieder Zypressen, endlose Reihen von Zypressen, über die Schopenhauer nicht zu unrecht schreibt, sie seien die dämlichsten unter allen Bäumen.